

Stephan Müller

Zauber der Zwangsläufigkeit. Erzählschemata und die kulturellen Automatismen des Mittelalters – eine Problemskizze

2014

<https://doi.org/10.25969/mediarep/4007>

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Müller, Stephan: Zauber der Zwangsläufigkeit. Erzählschemata und die kulturellen Automatismen des Mittelalters – eine Problemskizze. In: Tobias Conradi, Gisela Ecker, Norbert Otto Eke u.a. (Hg.): *Schemata und Praktiken*. Paderborn: Fink 2014 (Schriftenreihe des Graduiertenkollegs "Automatismen" 5), S. 83–95. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/4007>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:2-12843>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 4.0/ License. For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

STEPHAN MÜLLER

ZAUBER DER ZWANGSLÄUFIGKEIT.
ERZÄHLSCHEMATATA UND DIE KULTURELLEN AUTOMATISMEN
DES MITTELALTERS – EINE PROBLEMSKIZZE

I. avant-propos

Die folgenden Überlegungen gehen auf einen Workshop zurück, der im Rahmen des Graduiertenkollegs *Automatismen* an der Universität Paderborn veranstaltet wurde, und für dessen Ergebnisse ich den Diskussionsteilnehmern mit dieser ‚Problemskizze‘ danken will. Einiges nämlich, was ich dort als aktuellen Stand der mediävistischen Erzählforschung vorgestellt habe, rückte im Gespräch in ein neues Licht und soll für das Forschungsprogramm des Kollegs eine historische Perspektive beisteuern.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die rezente Forschungslage zu den Erzählschemata, die einen Großteil der mittelhochdeutschen Epik aus der Zeit um 1200 prägen. In den hochmittelalterlichen Erzähltexten wurden dabei besonders zwei generelle Typen von Erzählschemata diskutiert: Jenes der gefährlichen Brautwerbung, also das sogenannte ‚Brautwerbungsschema‘ und das ‚Artus-Aventiure-Schema‘, das in den frühen Artusepen *Erec* und *Iwein* – zunächst in den altfranzösischen Texten des Chrétien des Troyes und dann mittelhochdeutsch bei Hartmann von Aue – in der berühmten ‚Doppelwegstruktur‘ der Texte begegnet, die zum Klassiker jeder Einführung in die mediävistische Germanistik geworden ist.¹ Historisch und erzählfunktional sind diese Schemata indes grundverschieden zu beurteilen, und wenn sie in Texten kombiniert werden, diagnostizierte man einen Effekt der ‚Hybridität‘.² Vor dem Hintergrund der Frage nach Textfunktionen indes scheinen sich die genannten Erzählschemata dann aber doch nicht so stark zu unterscheiden. Beide reagieren, so die These, die ich entwickeln will, auf eine spezifische Verfasstheit der Kultur des Mittelalters, die mehr auf Formen identitätsstiftender Wiederholung denn auf Formen der Differenz zu setzen scheint. Damit unterschei-

¹ Fast zu euphorisch hat man es bewertet, und es gibt Plädoyers, diesem singulären Phänomen nicht zu viel Aufmerksamkeit zu schenken: Elisabeth Schmid, „Weg mit dem Doppelweg. Wider eine Selbstverständlichkeit der germanistischen Artusforschung“, in: Friedrich Wolfzettel (Hg.), *Erzählstrukturen der Artusliteratur. Forschungsgeschichte und neue Ansätze. Tagung der Artusgesellschaft*, Tübingen, 1999, S. 70-85.

² So herausgearbeitet etwa von Franziska Wenzel, *Situationen höfischer Kommunikation. Studien zu Rudolf von Ems ‚Willehalm von Orlens‘* (Mikrokosmos 57), Frankfurt/M. (u. a.), 2000, bes. S. 225-253.

det sie sich von den Erwartungen einer Moderne, die in Lebenspraxis wie Ästhetik mehr vom Einmaligen, vom Besonderen begeistert ist und in der Formen von Invarianz anrühlich wirken. Um dies und einige Konsequenzen dieser kulturellen Konstellation des Mittelalters genauer diskutieren zu können, jedoch zunächst zu den Erzählschemata, von denen ich ausgehen will.³

II. Das ‚Brautwerbungsschema‘⁴

Das, was man ‚Schema der gefährlichen Brautwerbung‘ nennt, begegnet uns in sieben mittelhochdeutschen Epen des Hochmittelalters, und weitere vier sind zumindest teilweise davon geprägt. Das Schema, das man hier greifen kann, ist aus diesen Texten heraus entwickelt: Heuristisch ‚entsteht‘ es durch die Feststellung von Ähnlichkeiten, die in mehreren Texten auftauchen und die man dann aus der Perspektive des Vergleichs als ‚Erzählschema‘ beschreiben kann. Aufbauend auf ältere Arbeiten hat Christian Schmid-Cadalbert dies in einer kanonisch gewordenen Monografie geleistet.⁵ Vergrößernd dargestellt hat das Schema folgende Form: Ein lediger junger Herrscher sucht eine Braut. Er selbst kennt keine, doch es wird ihm eine Braut aus einem fernen Land genannt. In einer Ratsversammlung wird die Eheschließung öffentlich diskutiert. Man schickt Boten bzw. Helfer aus. Die Werbung erweist sich – in der Regel wegen des Widerstands des Brautvaters – als gefährlich, wird aber bewältigt. Mit der Braut wird Konsens erreicht. Sie wird ins Reich des Werbers gebracht, wo die Eheschließung stattfindet. Eine Rückentführung der Braut durch ihren Vater kann eine Verdoppelung des Schemas bedingen.

Damit ergibt sich eine relativ stabile Raumstruktur der Erzählung: Zwischen dem Residenzbereich des Werbers und dem Residenzbereich des Brautvaters liegt ein ‚Zwischenraum‘, in der Regel das Meer, und im Residenzbereich des Brautvaters steht mit der Kemenate der Braut ein Raum der Konsensfindung zwischen Werber und Braut bereit.

Auch ein Set von Handlungsrollen ist damit festgelegt: Werber und Braut natürlich. Auf der Seite des Werbers ein Nenner der Braut, ein Kundiger, der den Weg und die Gefahren kennt, ein außergewöhnlicher Helfer, der die Braut gewinnt, ein Bote, der schließlich die Werbungsbotschaft überbringt. Diese Rollen können von identischen Figuren eingenommen werden und im Extrem-

³ Ich muss dabei sehr allgemein und idealtypisch argumentieren und kann nicht alle Aspekte der aktuellen mediävistischen Forschung berücksichtigen.

⁴ In diesem Abschnitt greife ich auf einen eigenen Beitrag zurück. Stephan Müller, „Das Ende der Werbung. Erzählkerne, Erzählschemata und deren kulturelle Logik in Brautwerbungsgeschichten zwischen Herrschaft und Heiligkeit“, in: Andreas Hammer/Stephanie Seidl, *Helden und Heilige. Kulturelle und literarische Integrationsfiguren des europäischen Mittelalters* (GRM Beiheft 42), Heidelberg, 2010, S. 181-196.

⁵ Christian Schmid-Cadalbert, *Der Ornit AW als Brautwerbungsdichtung. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur* (Bibliotheca Germanica 28), Bern, 1985.

fall sind Nenner, Kundiger, Helfer und Bote eine Figur. Der Brautwerber ist also wesentlich eingebettet in höfische Funktionsrollen, die ihm als Herrscher zugeordnet sind. Auf der Seite der Braut stehen Brautvater und Brautmutter und oft eine Zofe und Vertraute der Braut. Die Braut also wird eher im Kontext einer Familie dargestellt, wenngleich natürlich einer Herrscherfamilie.

Chronologisch finden wir das Schema erstmals im Brautwerbungssepos vom *König Rother* – also kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts.⁶ Und es ist ein Kuriosum, dass der *Rother* das Schema in seiner reinsten Form zu repräsentieren scheint.⁷ Kurios deshalb, weil man doch annehmen könnte, dass sich Schemata erst im Zuge einer laufenden, sich wiederholenden Praxis konstituieren und so in den Erwartungshaushalt der Rezipienten eingehen. Im Falle des ‚Brautwerbungschemas‘ kann man das Abweichen von diesem Sachverhalt durch den Rückgriff auf vorschriftliche Erzähltraditionen erklären, denn Erzählungen von Brautwerbungen stehen in einer alten und kulturübergreifenden Tradition.⁸ Die These ist also, dass diese Tradition sich im *Rother* erstmals im Hochmittelalter schriftlich niederschlägt und den schriftkonzipierten Text strukturiert. Von diesem Punkt aus sind dann Formen der Abweichung des Schemas als Modus der literarischen Sinnstiftung möglich. Dabei muss man nicht direkt auf den *Rother* zurückgreifen, die Schemavarianten sind eher alternative Formen des Rückgriffs auf das Rezipientenwissen um die Form von Brautwerbungsdichtungen, das erst in einer Schriftkultur variiert werden kann.

Wir beobachten also keine Schemagenese, sondern den Rückgriff auf ein vorschriftliches Erzählmuster unter den Bedingungen und Möglichkeiten einer neu sich etablierenden Schriftkultur.

Rätselhaft indes scheint der Erfolg eines solch stereotypen Erzählens zu sein, aber nicht zu Unrecht hat man betont, dass die Erwartung und Hochschätzung unvergleichbarer Textentwürfe für das Mittelalter anachronistisch seien und auf dem Boden einer nachmittelalterlichen Genieästhetik stehen. Schematismus, der in der Moderne entweder ein Signum der Trivialität oder die hochmarkierte Besonderheit eines Textes ist, stellt für die Literatur des Mittelalters offensichtlich kein ästhetisches Problem dar, sondern ist eher eine Form der Selbstvergewisserung in einer Textkultur (und gleicht mit dieser Funktion dann doch dem Trivialen).

Der Erfolg wird aber auch durch die Inhalte garantiert, die für die Adelskultur des Mittelalters ganz zentrale waren: Thematisch werden nämlich die

⁶ *König Rother. Mittelhochdeutscher Text und neuhochdeutsche Übersetzung* von Peter K. Stein (RUB 18047), hg. v. Ingrid Bennewitz, Stuttgart, 2000.

⁷ Zur Ausgestaltung des Schemas im *Rother* vgl. Christian Kiening, „Arbeit am Muster“, in: ders., *Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur*, Frankfurt/M., 2003, S. 130-156.

⁸ Friedmar Geissler, *Brautwerbung in der Weltliteratur*, Halle/Saale, 1955 sowie Theodor Frings/Max Braun, *Brautwerbung I. Teil* (Schriftenreihe: Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 96, Heft 2), Leipzig, 1947.

Grundregeln einer mittelalterlichen Adelskultur, einer sich neu etablierenden Kultur des Rittertums, für die das Schema als ein Speichermedium von Wissen angesehen werden kann.⁹ Auf einen Punkt bringt das Armin Schulz in einem grundlegenden Aufsatz zu den Brautwerbungsepen:

Zentrales Thema des Brautwerbungsschemas ist die Sicherung weltlicher Herrschaft. Handlungsmodell und Raumstruktur gründen auf einer Exogamieregel: Nur in einem fernen Land kann dem jugendlichen Herrscher die einzig angemessene Fortpflanzungspartnerin gewonnen werden, ihre Nachkommen sollen die Stabilität des Reichs für die Zukunft sichern. Brautwerbungserzählungen sind sozusagen Staatsromane einer dynastischen Herrschaftssicherung, von der nicht nur der Regent, sondern auch seine Gefolgsleute profitieren. Im Idealfall ist deshalb das ganze Handlungsmodell darauf abgestellt, den herrscherlichen Personenverband in perfekt aufeinander abgestimmtem Gemeinschaftshandeln zu zeigen; das Paradebeispiel hierfür liefert wiederum der *König Rother*.¹⁰

Idealtypisch werden im Schema also zwei Dimensionen vermittelt: Es geht einerseits um eine familiäre Verbindung eines Paares, das über eine Liebesbeziehung aufeinander verwiesen ist, andererseits aber auch um einen Akt öffentlichen Herrschaftshandelns. Die Sphären sind zunächst getrennt, interferieren aber ab der Kontaktaufnahme zwischen Werber und Braut und stehen oft unvermittelt nebeneinander, was nicht verblüffend ist, denn immerhin muss erzählt werden, wie ein Werber gegenüber einer ihm gänzlich fremden Braut, die ihm im Rahmen einer Ratsversammlung offiziell zugewiesen wird, eine Minnebeziehung aufbaut.

So gesehen verschaltet das Schema also existenzielle Bereiche mittelalterlicher Herrschaftskultur, die vorderhand nicht leicht kompatibel sind: Liebe und Herrschaft. Dies in sehr ähnlichen Textentwürfen anzubieten, war offensichtlich ein literarischer Erfolg. Warum jedoch, das wird noch zu klären sein.

III. ‚Artus-Aventiure-Schema‘ und ‚Doppelweg‘

Das zweite Erzählschema, von dem hier die Rede sein soll, ist das ‚Artus-Aventiure-Schema‘ oder – nach seiner erzähltechnischen Entfaltung genannt – die ‚Doppelwegstruktur‘ gerade der frühen Artusepen. Idealtypisch findet es sich zuerst in Chrétien de Troyes *Erec et Enide* und wird bei der mittelhochdeutschen Adaptation durch Hartmann von Aue in den deutschen Sprachraum

⁹ Peter Strohschneider, „Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum ‚Nibelungenlied‘“, in: Wolfgang Harms/Jan-Dirk Müller (Hg.), *Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz-Josef Worstbrock*, Stuttgart, Leipzig, 1997, S. 43-74, und programmatisch auch für seine ‚Höfischen Kompromisse‘ Jan-Dirk Müller, „Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen“, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003*, München, 2004, S. 41-68.

¹⁰ Armin Schulz, „Morolfs Ende. Zur Dekonstruktion des feudalen Brautwerbungsschemas in der sogenannten ‚Spielmannsepik‘“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 124, 2 (2002), S. 233-249: 234.

übernommen. Dies geschieht zur selben Zeit, in der uns auch die ersten Brautwerbungsepen begegnen. Die Form der Doppelwegstruktur hat zuerst Hugo Kuhn in seinem berühmten *Erec*-Aufsatz¹¹ beschrieben, erst später hat man dem Schema eine symbolische Form der Sinnstiftung zugeschrieben.¹²

Formal kann man das Schema als Aneinanderreihung von Einzelszenen (‚Aventiuren‘) verstehen, die sich zweimal auf eine Perfektion des Helden zubewegen; zwei Wege hat der Held zu gehen, deshalb also Doppelweg. Nach dem ersten Weg, auf dem der Held sich weltliche Ehre und eine Ehefrau aneignet, fällt er in eine Krise, die im zweiten Weg endgültig überwunden wird. Formal ist dabei zumindest im *Erec* auch der zweite Weg in sich gedoppelt, er ist geprägt von symmetrisch sich zueinander verhaltenden Handlungssequenzen. Da es sich also ganz allgemein um eine Form der Handlungsverdoppelung handelt, die wiederum Effekte der kalkulierten Varianz zwischen den Teilen des Textes ermöglicht, ist die Form so allgemein, dass man sie immer wieder vorzufinden glaubte, ja fast war unser Fach ein wenig versessen auf dieses Schema, so dass Elisabeth Schmid mit einem gewissen Recht forderte: „Weg mit dem Doppelweg“, da er mit seinem Erfolg in Forschung und – wie man sich denken kann – vor allem in der Lehre doch ein recht monothematisches Bild der hochmittelalterlichen Erzählkultur zu prägen drohte.

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist nun eine kategoriale Differenz zwischen Brautwerbungsschema und Doppelweg. Haben wir das erste als Erbe einer mündlichen Erzähltradition zu sehen, ist das zweite ein genuin schriftliterarischer Sinnentwurf, und im Prolog seines *Erec*-Romans betont Chrétien, dass es ihm auf die Form seines Erzählens besonders ankommt, womit er sich vom rein inhaltsbezogenen Erzählen seiner Vorgänger abhebe. Man hat darin sogar so etwas wie die Entdeckung der Fiktionalität gesehen, die sich zum Ausdruck bringt, indem der Autor von der Betonung des Inhalts auf die Betonung der Form umschwenkt, was man als Definitionskriterium von Literarizität schlechthin ansehen kann.

Wir haben es also mit einer Autoridee zu tun, weshalb es auch nicht wunderbarlich ist, dass das Schema in seiner reinsten Form in die literarische Welt kommt und dann zunehmend variiert und kombiniert wird. Sicher, die Texte, die von dieser Struktur geprägt sind, sind nicht ähnlich stereotyp wie die Brautwerbungsepen und man hat keinen so eindeutigen Kanon erzählstrukturell verwandter Texte vor sich, wie das bei den Brautwerbungsepen der Fall ist. Im Doppelweg bricht sich eine neue schriftliterarische Ästhetik Bahn, im Brautwerbungsschema geht eine mündliche Tradition in der neuen Schriftkultur auf, aber vergleichend kann man doch mit Blick auf beide Schemata feststellen, dass die ersten prominenten weltlichen Großtexte des Hochmittelalters

¹¹ Hugo Kuhn, „Erec“, in: ders./Christoph Cormeau, *Hartmann von Aue* (Schriftenreihe: Wege der Forschung 359), Darmstadt, 1973, S. 17-48. [1948]

¹² Walther Haug, „Die Symbolstruktur des höfischen Epos und ihre Auflösung bei Wolfram von Eschenbach“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 45, (1971), S. 668-705, bes. S. 668-670.

in deutscher Sprache in einer ähnlichen Form erzählstrukturell schematisch angelegt sind. Und das bedeutet auch, dass man sich deutlich vor Augen führen muss, dass die Rezipienten dieser schriftliterarischen Erzähldichtung in deutscher Sprache mit einer solchen Form der Schematizität konfrontiert waren, ja sie förmlich erwartet haben, und dass sie dem literarischen Erfolg der Texte nicht schadete, sondern eher nutzte. Warum dies so ist, das ist die Frage, für die ich eine Antwortskeizze versuchen will und die mich zum Problem der ‚Automatismen‘ in der Kultur des Mittelalters führen wird.

IV. Spielregeln des Mittelalters und die Geltung von Wiederholungen

Ich gehe dabei von einer aktuellen Forschungsrichtung der mediävistischen Geschichtswissenschaft aus, die fest mit dem Namen Gerd Althoffs verbunden ist. In seiner am 20. Juni 1997 in Münster gehaltenen Antrittsvorlesung „Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters“¹³ hat Althoff ein Forschungsprogramm grundgelegt, das er in einer Reihe von Studien vorbereitet hatte¹⁴, und mit dem sein Begriff der „Spielregel“ zum festen terminologischen Inventar der Mittelalterforschung geworden ist. Althoff nimmt dabei Formen öffentlichen Herrschaftshandelns in den Blick, Rituale der Mächtigen, von denen in der Geschichtsschreibung immer wieder erzählt wird. Seine These ist, dass diese Rituale nicht einfach eine Situation abbilden, sondern eine Situation eigentlich erst herstellen. In einer Zeit ohne abstraktes staatsrechtliches Instrumentarium konstituieren solche öffentlich-rituellen Handlungen für den Einzelnen unhintergehbare Verbindlichkeiten, stellen also Wirklichkeiten her und determinieren erwartbare Folgehandlungen. Entsprechende Rituale sind konkrete Medien der Machtausübung, und dies vor dem Hintergrund eines kollektiven Wissens um die ‚Spielregeln‘ der Kultur des Mittelalters.

Unter den zahllosen Beispielen, die Althoff beibringt und detailliert untersucht, sind etwa symbolische Formen des Bittens und Gewährs, an denen ich die zentrale These kurz verdeutlichen will: Es hat nämlich den Anschein, dass sich Herrscher gewissen symbolischen Formen des Bittens kaum verwehren können. So macht etwa Bischof Giseler von Merseburg gegenüber Otto II. eine Bitte nahezu unabweisbar, indem er sich wortlos dem Kaiser zu Füßen wirft, was zur Folge hatte, dass nicht der eigentlich Erwählte das Erzbistum Magdeburg erhielt, sondern eben der so Bittende selbst.¹⁵ Aber nicht nur Untergebene konnten so an Herrscher herantreten, auch die Herrscher selbst bau-

¹³ Gerd Althoff, „Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters“, in: *Frühmittelalterliche Studien* 31, (1997), S. 370-389.

¹⁴ Gerd Althoff, *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt, 1997 und später ders., *Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter*, Darmstadt, 2003.

¹⁵ Dieses Beispiel in Althoff (1997), *Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation*, S. 376 f.

en auf die Rituale, wofür der Canossagang Heinrichs IV. ein gutes Beispiel ist: Indem Heinrich es gelang, seine Unterwerfung, seine *deditio* vor Papst Gregor VII. zu vollziehen, war ihm die Bitte nach Aufhebung des Kirchenbanns nicht mehr abzuschlagen. Wie schwer es war, diesen rituellen Formen, ein Anliegen durchzusetzen, zu entkommen, zeigen jene Beispiele, in denen das Ritual durch ein entgegengesetztes gleichsam aufgehoben wird: Althoff nennt hier den Fußfall eines Erzbischofs vor dem englischen König Johann Ohneland, den dieser abwehrte, indem er selbst vor dem Bischof zu Boden sank.¹⁶ So stand die Sache sozusagen unentschieden und der König war von der Erfüllung der Bitte dispensiert.

Ich kann und will hier nicht in die inzwischen sehr intensiv gewordene Diskussion um diese Thesen einsteigen. Für den vorliegenden Zusammenhang ist aber doch zumindest im Ansatz zu klären, woher diese Formen symbolischer Kommunikation ihre Geltung beziehen. Althoff plädierte wiederholt dafür, dass sie erst am Ende eines Prozesses von Vorabsprachen dem, was auf rationalen Wege erreicht wurde, auf eine rituell-nichtrationale Art und Weise Verbindlichkeit zuschreiben. Dem würde ich nicht in jedem Fall zustimmen; mir scheint hier eine moderne Erwartungshaltung auf die Praktiken mittelalterlicher Herrschaftskultur rückgeblendet zu werden, wengleich ich natürlich nicht ausschließen kann, dass Althoffs Vorstellungen in vielen Fällen zutreffend sein könnten und tatsächlich vorab das geregelt wurde, was das öffentliche Ritual dann besiegelte.

Mir sympathischer und methodisch weitreichender ist allerdings die Vorstellung, dass die symbolischen Formen mittelalterlicher Herrschaft mit einer spezifischen Weltvorstellung zusammenhängen: Einem Weltverständnis, in dem solche Rituale nicht auf etwas ‚verweisen‘, sondern (in einem etwas euphorisch klingenden Sinne) etwas ‚sind‘. Besonders eindringlich hat Hans Ulrich Gumbrecht in den letzten Jahren auf solche Phänomene der ‚Präsenz‘ hingewiesen, die jeder Kultur eigen, in vormodernen Kulturen allerdings von höchster Prominenz seien.¹⁷ Dabei geht es mir hier nicht grundsätzlich darum, wie solche Kulturen der ‚Präsenz‘ funktionieren und wie literarische Sinnentwürfe in solchen Kulturen zu verstehen sind – darüber wurde aktuell viel nachgedacht¹⁸ – vielmehr will ich nach den Kommunikationspraktiken fragen, die ein solch metonymisch-dingliches Verhältnis zur Welt zu Folge haben, denn hier scheint mir ein Zusammenhang zu den oben vorgestellten Formen des schemagebundenen Erzählens zu bestehen.

¹⁶ Ebd., S. 377 mit weiteren Beispielen.

¹⁷ Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*, Frankfurt/M., 2004.

¹⁸ Ich nenne nur die Arbeiten zu Formen des metonymischen Erzählens im Mittelalter. Harald Haferland/Armin Schulz, „Metonymisches Erzählen“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 84, (2010), S. 3-43. Zu nennen wäre hier auch das große Buch zum *Nibelungenlied* von Jan-Dirk Müller, *Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes*, Tübingen, 1998.

Eine strukturelle Vergleichbarkeit zwischen politischem Ritual und Schematext liegt offenbar darin, dass die Wiederholung als Affirmation einer Ordnung eine andere Geltung für sich in Anspruch nehmen kann, als das in der Moderne der Fall ist. Natürlich gibt es auch heute Formen von (Selbst-)Vergewisserung, die auf Wiederholung bauen und natürlich gibt es die Sicherheit, die aus der Wiederholung des Vertrauten kommt. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass solche Formen der Wiederholung in der Neuzeit Kontinuitäten stiften und oft sogar dezidiert als Mechanismen zur Abwendung von Veränderungs Zumutungen zu verstehen sind. Im Mittelalter dagegen werden durch die auf Wiederholung setzenden Rituale neue Konstellationen herbeigeführt: Vor dem Hintergrund unveränderlicher Regeln reagiert man auf die Herausforderung der Veränderung einer sich in ihren Äußerungsformen wandelnden Kultur. Den modernen Innovationsansprüchen, die wirksamer sind, je ‚revolutionärer‘ sie daher kommen, stehen mittelalterliche Modelle des ‚Fortschritts‘ gegenüber, die sich als Rückwendung feiern, als Wiederbesinnung auf eine Ordnung, die ewige Geltung haben soll. Mittelalterliche *renovatio* steht gegen moderne *revolutio* – auch wenn das natürlich nur idealtypisch so unterschieden werden kann.

Vergleichen wir die Formen der Wiederholung in literarischer Struktur und politischem Ritual, liegt eine Gemeinsamkeit auch darin, dass diese Wiederholungen auf eine Reaktion der Rezipienten hin angelegt zu sein scheinen. Die Geltung der politischen Rituale besteht ja darin, dass das, was öffentlich nach erwartbaren und für alle wiedererkennbaren Regeln zum Ausdruck gebracht wird, bei allen Akzeptanz findet und deshalb erwartbare Handlungskonsequenzen nach sich zieht. Das würde ich auch für die schemagebundenen literarischen Texte so ansetzen: Die Rezeption als Form der Wiedererkennung – sie lässt die Rezipienten zu Partizipanten werden. Die schemagebundenen Texte bringen eine kulturelle Erwartungshaltung mit dem Rezeptionserlebnis zur Deckung und in dieser Deckung entsteht jene Akzeptanz, die auch den Herrschaftsritualen entgegengebracht wird: Die Welt ist so, wie sie sein soll, wie man erwartet, dass sie ist – und unter der Oberfläche dieses Erlebnisses ist es möglich, politisch wie literarisch produktiv zu werden.

Die Brautwerbungsepen präsentieren eine Eheschließung als öffentliches Herrschaftsritual, das im literarischen Text mit der Dimension einer persönlichen Liebe verschaltet wird. Alles ist vorhersehbar und das Ende ist dann gut und erreicht, wenn sich alles einfügt. Wesentlich komplexer und in der literarischen Tradition schon bald über diesen Mechanismus weit hinausgehend sind dagegen die frühen Artusepen mit ihrem Doppelweg: Der Held tut das, was man von ihm erwartet – und kommt zu einem Erfolg, den er verspielt, indem er an einem Punkt etwas tut, was von der allgemeinen Erwartung abweicht. Die so entstehende Krise überwindet er allerdings, indem er noch einmal das tut, was man von ihm will – nun ‚nachhaltiger‘, würde man heute sagen –, um am Ende einen Triumph zu feiern.

Sozialisationstheoretisch im Sinne von Norbert Elias hat man das als Vorbildhandlungen gedeutet, aber die Texte scheinen nichts vorzuführen, was die Rezipienten nicht schon wirklich gut kennen; die Vorstellung einer wie auch immer gearteten ‚Didaxe‘ scheint mir hier jedenfalls zu kurz zu greifen. Es geht vielmehr um eine Form der Partizipation an einem imaginären idealen Weltentwurf – wenngleich in diesem Rahmen die Regeln der Kultur des Mittelalters auch diskutiert und transgrediert werden können, was die Texte von Anfang an auch tun.¹⁹

Damit ist noch nichts Spezifisches über die Texte gesagt, aber deutlich wird doch die Basisstruktur einer Partizipation an Spielregeln in Literatur wie Politik. Bei allen Differenzen zwischen politischen Ritualen und schemagebundenen Erzählungen nämlich, setzen beide auf kollektive Erwartungshaltungen, die im Falle der literarischen Texte textgenealogisch sukzessiv konstruiert und verändert werden – und beide ziehen aus der Erfüllung der Erwartungen ihr kulturelles Kapital.

Das bedingt eine Form literarischer Praxis und Ästhetik, die nicht auf das Singuläre, auf das Überraschende abzielt, sondern die das Erwartete feiert und gleichsam auf einen Zauber der Zwangsläufigkeit baut, der den modernen Leser oft etwas ratlos zurücklässt.

V. ... und Automatismen?

Welchen Stellenwert aber haben diese Beobachtungen nun für ein Projekt, das davon ausgeht, „dass ein immer größerer Anteil der gesellschaftlich relevanten Strukturen dort entsteht, wo der Raum bewusster Planung endet“?²⁰

Ich will versuchen, das bisher Gesagte auf diese Beobachtung, die das Graduiertenkolleg *Automatismen* zu ihren zentralen Forschungsgegenstand erhoben hat, hin zu perspektivieren: ‚Planung‘, das meint die Vorbereitung einer Zukunft mit dem Anspruch, den Weg in diese Zukunft hinein und die Gestalt des Geplanten kontrolliert vorbereiten und erreichen zu können. Diese Formen zukunfts zugewandten Handelns werden nun – so die sicher zutreffende These des Kollegs – zunehmend prekär, indem Strukturen entstehen (Oder sollte man sagen ‚emergieren‘?), die nicht mehr planbar sind. Dort, wo das Kalkül ein Ende findet, beginnen die ‚Automatismen‘, die im Zentrum des Interesses des Kollegs stehen. Der Blick ins Mittelalter zeigt indes, dass die ‚Automatismen‘ sich nicht nur als Konsequenz eines sukzessiven Kontrollverlustes in der Welt der Planbarkeiten herausbilden, sondern dass das Verhältnis von ‚Automatismen‘ und ‚Planung‘ im Mittelalter regelrecht unter anderen epistemischen Prä-

¹⁹ Siehe dazu meinen Beitrag Müller (2010), Das Ende der Werbung.

²⁰ So in der Präsentation des Graduiertenkollegs *Automatismen* der Universität Paderborn, online unter: <http://www.uni-paderborn.de/instituteeinrichtungen/gk-automatismen/profil-des-graduiertenkollegs/>, zuletzt aufgerufen am 13.02.2011.

missen steht, als das in der Neuzeit der Fall ist. Ich möchte deshalb eine Diskontinuität behaupten, also keine graduell zurückgehende Ränder des ‚Planbaren‘. Eine genauere Beschreibung dieser Diskontinuität könnte auch dazu beitragen, die kulturellen Prämissen der Kultur des Mittelalters genauer einschätzen zu lernen.

Setzen wir dazu allgemein an: Planung der Zukunft, das setzt ein Weltverhältnis voraus, das die Zukunft potenziell in die Hand eines planenden Individuums legt, von dessen individuellen Fähigkeiten – oder sagen wir vielleicht etwas euphorischer, von dessen Genie – es abhängt, ob das Geplante in der geplanten Form auch entsteht. Zunehmende Komplexitäten und sicher auch andere Faktoren erzeugen nun Planungsunsicherheiten, mit denen das schöpferische Individuum umzugehen lernen muss und sei es nur in der Form, dass es seinen Anspruch an Gestaltbarkeit des Entstehenden punktuell aufgibt. Jedoch gerade hier würde ich die hauptsächliche Differenz zur Kultur des Mittelalters ansetzen: Individuelle Zukunftsperspektiven zielen im Mittelalter auf Formen der Harmonisierung des Lebens des Einzelnen mit dem übergreifenden Plan der Heilsgeschichte, den man als gegeben hinnimmt, der sich also idealtypisch außerhalb der Sphäre der Planbarkeiten befindet. ‚Planungen‘, wenn man davon sprechen will, suchen einen Weg, um eine Koinzidenz von festgelegter Erwartung und lebenswirklicher Entwicklung zu erreichen. Das nicht zur Disposition stehende Ziel steht fest: Die Form, es zu erreichen, darin liegt die Herausforderung, der man sich zu stellen hat. Es geht um den Weg, der so vorgegeben ist, wie der Weg des Werbers zur Braut und der Doppelweg der Ar-tusepen.

Will man das als Verhältnis von ‚Planung‘ und ‚Automatismen‘ ausdrücken, könnte man das so tun: In der Neuzeit liegt die Zukunft in der Hand planender Individuen, die sich eine Zukunft gestalten und deren individuelle Bemühungen an eine Grenze kommen, wenn die Planbarkeiten enden und die Automatismen beginnen. Der Mensch des Mittelalters (und diese bewusst forciert verallgemeinerte Wendung zeigt schon, dass wir es hier mit einer idealtypischen und verallgemeinernden Vorstellung zu tun haben) sucht den Einklang mit einem transzendent vorgeschriebenen Heilsplan, indem er auf Formen erwartbaren Handelns setzt, die nicht in der Hand seiner Planungsmöglichkeiten liegen – ‚Automatismen‘ könnte man diese Formen nennen, die sich in den Spielregeln der Politik greifen lassen und die in den Schematexten literarisch kommuniziert werden. Dort, wo diese Harmonie von vorgegebener Handlungserwartung und Lebensführung gestört ist, dort setzt Planung ein und man geht der Frage nach, wie die Welt wieder in Ordnung zu bringen sei. Die Planung beginnt dort, wo die ‚Automatismen‘ aussetzen, wo das erfolgsgarantierende Spiel der Rituale scheitert.

Kurz: Geht die Planbarkeit in der Moderne in den Bereich der unplanbaren Automatismen über, dann werden die Automatismen der Kultur des Mittelalters abgelöst von der Notwendigkeit der Planung, wenn die kulturellen Erwartungssicherheiten brüchig werden.

Es wäre ein interessantes Projekt zu untersuchen, wie diese Formen sich abwechseln, wie die Verhältnisse sich ändern, wenn das Individuum Formen der Planung in die eigene Hand nimmt, die ihn dann an die Grenzen dieser Planbarkeiten treiben werden. Ein Wendepunkt wäre sicher in der Frühen Neuzeit zu suchen, als die Bewältigung der Welt und die Gestaltung der Zukunft stärker zur Sache planender, autonomer werdender Individuen wird, was sich bis hin zum Geniekult der Moderne steigern wird.²¹

VI. Fazit

Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, dass die schemagebundenen Erzählungen des Mittelalters mit einer Form der Weltbewältigung des Mittelalters zusammengehen, die in den geschilderten Spielregeln der Politik einen pointierten Ausdruck findet: Man fügt sie in erwartbare Handlungsformen und sucht damit eine Harmonie mit den Regeln einer Welt, in deren Regeln man selbst nicht eingreift. Das heißt nicht, dass die schemagebundenen Texte identisch mit den Spielregeln sind, aber beides erwächst aus demselben epistemologischen Boden, der auch das Verhältnis von individueller ‚Planung‘ und den Glauben an und die Hoffnung auf ‚Automatismen‘ anders bestimmt, als das für die Moderne anzusetzen ist.

Aber kann man etwas von diesem Blick in eine uns fremd gewordene Vergangenheit lernen? Zwei Dinge will ich hervorheben: Zum einen ist es der Sachverhalt einer Diskontinuität im Verhältnis von Planbarkeit und Automatismen, was die Erwartung nahelegt, dass in der Beschreibung dieser Pole die Differenzen grundverschiedener historischer Situationen genauer zu bestimmen sein könnten – und invariant wird das Verhältnis dieser Pole auch in der Moderne nicht sein. Die ‚Automatismen‘ entstehen nicht einfach jenseits des Planbaren, sondern ihre Entstehung setzt den Anspruch auf Planung und eine Form zukunfts zugewandten Handelns voraus, die so im Mittelalter nicht anzusetzen war. Die Verhältnisse verkehren sich: Dem Anspruch auf Verwirklichung des Selbst geht der Anspruch voraus, im Heilsplan Gottes seinen vorgegebenen Platz zu finden – und ‚Automatismen‘ sind in diesen Zusammenhängen ganz unterschiedlich zu bewerten: Potenzielle Störung in der Moderne, potenzielle Orientierung im Mittelalter.

Zum anderen – und man mag mir das als *déformation professionnelle* nachsehen – könnten die mittelalterlichen Verhältnisse helfen, die Verhältnisse der Moderne zu bestimmen und vielleicht sogar eine Zukunftsprognose zu wagen: Dort, wo man den Boden der Planbarkeiten unter den Füßen verliert, da könn-

²¹ Auch das ist natürlich eine idealtypische Aussage, die große Tendenzen auf eine Formel bringt und nicht behaupten will, dass Formen von Autonomie, Subjektivität oder Individualität (um nur ein paar jüngst diskutierte Begriffe zu nennen) dem Mittelalter abzusprechen seien.

te sich eine Sehnsucht nach den Spielregeln des Mittelalters ergeben. Der Rückzug des Individuums aus den Geschäften der Zukunftssteuerung, die betuernden Fragen nach Prinzipien, die über den Einzelnen hinausgehen, das könnten solche sehnsuchtsvollen Reaktionen sein. Formal und ästhetisch ist jedoch sicher zu beobachten, dass Formen des Ritualen, mit denen etwa Formen von Autorschaft ganz neu justiert werden, in der Kultur der Moderne an Einfluss gewinnen. Der Einzelne tritt punktuell zurück, so wie das Hans Ulrich Gumbrecht vor Kurzem auch in seinem Buch über „Unsere breite Gegenwart“²² beschrieben hat. Dies zugunsten eines Zaubers der Zwangsläufigkeit, den Automatismen mit sich bringen und in der Kultur des Mittelalters bereits brachten, was bei einem Mediävisten einen Verdacht entstehen lässt: Vielleicht sind wir ja mit dem Blick auf ‚Automatismen‘ Zeugen einer Rückabwicklung des Geniegedankens?

Literatur

- Althoff, Gerd, *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Friede und Fehde*, Darmstadt, 1997.
- Ders., „Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters“, in: *Frühmittelalterliche Studien* 31, (1997), S. 370-389.
- Ders., *Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter*, Darmstadt, 2003.
- Frings, Theodor/Braun, Max, *Bräutwerbung I. Teil* (Schriftenreihe: Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 96, Heft 2), Leipzig, 1947.
- Geißler, Friedmar, *Bräutwerbung in der Weltliteratur*, Halle/Saale, 1955.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*, Frankfurt/M., 2004.
- Ders., *Unsere breite Gegenwart*, Frankfurt/M., 2010.
- Graduiertenkolleg *Automatismen* der Universität Paderborn, online unter: <http://www.uni-paderborn.de/instituteeinrichtungen/gk-automatismen/profil-des-graduiertenkollegs/>, zuletzt aufgerufen am 13.02.2011.
- Haferland, Harald/Schulz, Armin, „Metonymisches Erzählen“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 84, (2010), S. 3-43.
- Haug, Walther, „Die Symbolstruktur des höfischen Epos und ihre Auflösung bei Wolfram von Eschenbach“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 45, (1971), S. 668-705.
- Kiening, Christian, „Arbeit am Muster“, in: ders., *Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur*, Frankfurt/M., 2003, S. 130-156.
- König Rother. *Mittelhochdeutscher Text und neuhochdeutsche Übersetzung von Peter K. Stein* (RUB 18047), hg. v. Ingrid Bennewitz, Stuttgart, 2000.

²² Hans Ulrich Gumbrecht, *Unsere breite Gegenwart*, Frankfurt/M., 2010.

- Kuhn, Hugo, „Erec“, in: ders./Christoph Cormeau, *Hartmann von Aue* (Schriftenreihe: Wege der Forschung 359), Darmstadt, 1973, S. 17-48. [1948]
- Müller, Jan-Dirk, *Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes*, Tübingen, 1998.
- Ders., „Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen“, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003*, München, 2004, S. 41-68.
- Müller, Stephan, „Das Ende der Werbung. Erzählkerne, Erzählschemata und deren kulturelle Logik in Brautwerbungsgeschichten zwischen Herrschaft und Heiligkeit“, in: Andreas Hammer/Stephanie Seidl, *Helden und Heilige. Kulturelle und literarische Integrationsfiguren des europäischen Mittelalters* (GRM Beiheft 42), Heidelberg, 2010, S. 181-196.
- Schmid-Cadalbert, Christian, *Der Ortnit AW als Brautwerbungsdichtung. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur* (Bibliotheca Germanica 28), Bern, 1985.
- Schmid, Elisabeth, „Weg mit dem Doppelweg. Wider eine Selbstverständlichkeit der germanistischen Artusforschung“, in: Friedrich Wolfzettel (Hg.), *Erzählstrukturen der Artusliteratur. Forschungsgeschichte und neue Ansätze. Tagung der Artusgesellschaft*, Tübingen, 1999, S. 70-85.
- Schulz, Armin, „Morolfs Ende. Zur Dekonstruktion des feudalen Brautwerbungsschemas in der sogenannten ‚Spielmannsepik‘“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 124, 2 (2002), S. 233-249.
- Strohschneider, Peter, „Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum ‚Nibelungenlied‘“, in: Wolfgang Harms/Jan-Dirk Müller (Hg.), *Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz-Josef Worstbrock*, Stuttgart, Leipzig, 1997, S. 43-74.
- Wenzel, Franziska, *Situationen höfischer Kommunikation. Studien zu Rudolf von Ems ‚Willehalm von Orlens‘* (Mikrokosmos 57), Frankfurt/M. (u. a.), 2000.